

Tagung Niedernauer Gespräche zu „Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur im europäischen Kontext“ vom 5.-7. März 2015

Robert Pech

Anfang März 2015 lud das „Europäische Kulturforum Bad Niedernau“ unter der fachlichen Leitung von Prof. Dr. Rainer Bendel (Projektleiter der „Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen“) zu einem dreitägigen Arbeitsgespräch zum Thema *Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur im europäischen Kontext* ein. Ziel des Austauschs in angenehmer Atmosphäre unweit des Neckars war es, Ideen und Anregungen zu gewinnen, die den Übergang von der Erlebnis- zur Erinnerungskultur im Kontext der Vertreibung und die politischen Vorgänge der vergangenen 25 Jahre in Ostmittel- und Südosteuropa aufnehmen, um einen gemeinsamen wechselseitigen Blick zu ermöglichen und durch eine „kooperativ-kommunikative Annäherung“ von früheren „Tätern“ und „Opfern“ eine „unaufgeheizte“ gegenseitige Erzähl- und Diskussionskultur zu entwickeln. Verbunden werden soll das mit dem Ort „Kulturforum Bad Niedernau“ selbst: Die „Kongregation der Armen Schulschwestern Unserer Lieben Frau“, ursprünglich in Filipowa/Batschka beheimatet, leitete bis vor wenigen Jahren den Kurbetrieb in besagten Räumlichkeiten, bevor die Endlichkeit menschlicher Existenz auf Erden die Schwesterngemeinschaft sukzessive dezimierte. Zusammen mit der donauschwäbischen Tradition Bad Niedernaus als Wallfahrtsort seit den 1970er Jahren galt es daher zu klären, wie das vorhandene donauschwäbische Erbe fortgeführt werden soll. Als Eckpfeiler skizzierte Rainer Bendel (Tübingen) in seiner Einführung deren zwei, nämlich einmal die Dokumentation und Zugänglichkeit für die Wissenschaft, um dadurch ein Einbringen in den wissenschaftlichen Diskurs der Gesellschafts- und Kulturgeschichte in die Regionen der Vertriebenen zu gewährleisten. Nicht zuletzt daraus resultieren soll eine wechselseitige Kooperation und Verständigung mit den Nachbarländern im Osten und Südosten. Als hüllendes Gewand soll so in den kommenden Jahren eine Begegnungs- und Dokumentationsstätte entstehen, die als Ort des Studierens Schüler und Studenten wie als Ort der Erinnerung Zeitzeugen und folgende Generationen gleichermaßen ansprechen und miteinander in Kontakt bringen soll. Eine Bibliothek soll zudem als Informationsgrundlage das Begegnungszentrum abrunden.

Für das Vorhaben der Tagung gelang es dem Veranstalter, insgesamt elf Referenten teils unterschiedlicher Nationalität aus unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen zu gewinnen, die, das sei vorab gesagt, mit ihren verschiedenen methodischen Zugängen eine allseitige Perspektive auf das Thema ermöglichten. Otfried Pustejovsky (Waakirchen) bot zum Einstieg in die Tagung einen Überblick über neue Fragestellungen in der Geschichtswissenschaft und deren Darstellungspraxis im 21. Jahrhundert. Er sparte dabei eingangs nicht mit Kritik an der Historikerzunft: Diese habe sich vor Methodik und Erkenntnissen anderer Wissenschaftsdisziplinen, allen voran der Medizin und Psychotherapie, in Betreff der Erinnerungskultur abgeschirmt, sich lange nur dem Aktenstudium gewidmet und daraus frühere Lebenswelten zu konstruieren versucht. „Die Erfassung der aus der Aktenlage nicht ableitbaren Befindlichkeiten“, so Pustejovsky, sei dabei von der – zudem nationalen – Historiographie nicht genügend

beachtet worden, was wiederum „manch Verständnisproblem der Geschichtsschreibung“ zur Folge hatte. Die mangelhafte Ausleuchtung „gesellschaftlicher und politischer Umstände“ einer bestimmten Zeit hätte auch die politische Vereinnahmung möglich werden lassen, der Referent nannte hier Theodor Mommsens (1817-1903) Feststellung einer vermeintlichen tschechischen Kulturlosigkeit sowie die positive Sicht auf NS-Deutschland bei Fritz Valjavec (1909-1960). Mit dem Ausspruch Golo Manns (1909-1994), „Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Zukunft nicht in den Griff bekommen.“, bleibt die Frage nach Geschichte und Gedächtnis dennoch aktuell: Aleida Assmann regte in ihrem Buch „Der lange Schatten der Vergangenheit“ die Geschichtsschreibung aktuellen Datums ebenso an wie die seit den 1970er Jahren schrittweise Öffnung hin zu kulturgeschichtlichen Ansätzen und Methoden.¹ Die seit den späten 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts geforderte Herauslösung aus der nationalen Geschichtsschreibung ist hierbei wieder erneuert worden: „Lernen aus der Geschichte bezieht sich nicht mehr allein auf die Nation, sondern moralisch-ethische Grundfragen.“² Was geblieben sei, so Pustejovsky, ist die „Überheblichkeit des Historikers gegenüber den medizinischen und psychotherapeutischen Forschungsergebnissen“ – gerade der Hirnforschung – mit Verweis auf den Neuzeithistoriker Norbert Frei und dessen Kritik an Assmanns „neuronaler Dimension“ des menschlichen Gedächtnisses in einer Rezension der Wochenzeitung „Die Zeit“ von 2006.³ Zudem könne man neue Ansätze auch in der (Vertriebenen-)Literatur finden, einem weiteren bis dato „unhistorischen Feld“.

Mit Maggie Schauer (Konstanz) als zweiter Referentin gelang es dem Veranstalter, den von Pustejovsky diagnostizierten Mangel an psychotherapeutischen Forschungsergebnissen in der Geschichtswissenschaft zumindest während dieser Tagung zu beseitigen. Schauer führte in ihrer Präsentation „Die Narrative Expositionstherapie: Testimony als Erinnerung und Heilung“ den therapeutischen Ansatz aus, über erlebte traumatische Erfahrungen, die gestaltlos im autobiographischen Gedächtnis abgelegt worden sind, zu sprechen und mittels dieser Narration final traumatische Symptome zu verringern.⁴ Zu Beginn der Behandlung jedoch gelte es zunächst, den traumatisierten Menschen für den „narrativen Prozess“ zu gewinnen: Einerseits kann dieser zumeist nicht über seine Erfahrung sprechen, da seine Erinnerungen ihm ob der unstrukturierten Ablage im Gedächtnis nicht als zeitlicher und räumlicher Erzählstrang zugänglich sind; andererseits läge das Paradoxon vor, dass Traumatisierte dem Zuhörer genaue Nachfragen untersagten, jedoch sich genau diese eigentlich wünschten. Die Bedeutung des autobiographischen Gedächtnisses liegt, so Schauer, aber gerade darin, sich „Lebensereignissen in einem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang zu erinnern“, um „sich selbst als eine über die Zeit beständige und eigenständige Person zu erleben“. Diese „zentrale Grundlage menschlicher Identität“ ermögliche es auch, sich in der Gemeinschaft zu verorten, sich gegenseitige zu verstehen und biographische Bausteine nachzuempfinden: „Der Austausch von Lebensereignissen ist einer der wichtigsten Zugangswege für menschliche Annäherung.“ Traumata hinterlassen folglich erhebliche Lücken in der Autobiographie des Patienten, „was Brüche und Unsicherheiten in der eigenen Identität“ bewirkte. Mit Hilfe der Narrativen Expositionstherapie, einer traumafokussierten Behandlungsmethode, mediziniert Schau-

¹ Aleida ASSMANN, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München 2006. Inzwischen ist eine zweite Auflage des erfolgreichen Buches erschienen.

² Das Zitat des Referenten stammt von Heidemarie Uhl. Siehe: Heidemarie UHL, *Warum Gesellschaften sich erinnern*. In: http://www.politischebildung.com/pdfs/32_uhl.pdf (31.08. 2015).

³ Vgl. Norbert FREI, *Ich erinnere mich*. Aleida Assmanns Gedächtnisdiskurs gefällt sich in seinen eigenen Konstruktionen. In: <http://www.zeit.de/2006/40/P-Assmann> (31.08. 2015).

⁴ Im Weiteren beziehe ich mich hauptsächlich – auch hinsichtlich der verwendeten Zitate – auf: F. NEUNER / M. SCHAUER/ T. ELBERT, *Narrative Exposition*. In: Andreas MAERCKER (Hg.) *Posttraumatische Belastungsstörungen*, Berlin-Heidelberg 2013, 327-347. Schauers Referat war eng an diese Ausarbeitung angelehnt.

er am Kompetenzzentrum Psychotraumatologie der Universität Konstanz insbesondere Flüchtlinge aus Kriegs- und Krisengebieten, bei denen multiple traumatische Erlebnisse vorliegen. Für den Kontext der hiesigen Tagung vor allem entscheidend waren ihre Aussagen über Trauma und eigene Biographie, die Bedeutung des kommunikativen Austauschs sowie – und hier liegt ebenso eine markante Entsprechung bei der Erlebnisgeneration der Vertriebenen vor – die mittlerweile sogar nachweisbare genetische Vererbung (neben der epigenetischen) von Traumata bis zur Enkelgeneration.

Den ersten Tagungstag komplettierte der Abendvortrag von Oleh Turij (Lemberg) über die „Erzählende Geschichte der ‚schweigenden Kirche‘“, der griechisch-katholischen Kirche in der Ukraine, was ob der aktuellen politischen Situation des Landes auch einen gegenwärtigen Bezug habe, so der Referent. Bereits im 17. und 18. Jahrhundert hatten die Unierten Repressionen und zaristischen „Orthodoxierungsversuchen“, die Unterstellung unter den Patriarchen von Moskau, zumindest teilweise widerstanden, ihren rechtlichen Bestandsschutz sicherte nach 1772 in den nunmehr zu den Habsburgern gelangten Teilen des Königreichs Polen-Litauen die aufklärerische Politik Maria Theresias (1717-1780). Während der Zwischenkriegszeit hatte die unierte Kirche unter dem Metropoliten Andrej Sheptytskyj (1901-1944)⁵ einen großen Einfluss auf das gesellschaftliche Leben der ukrainischen Galizier, neuerlich sicherte das Entstehen der griechisch-katholischen Obrigkeit kulminierend in seiner Person die Rechte der Ukrainer im wiederaufgerichteten Staate Polen. Mit dem Einmarsch der Roten Armee und dem „Einlösen“ des Hitler-Stalin-Pakts begann eine Zeit der Verfolgung und Einschüchterung des griechisch-katholischen Episkopats: Beziehungen zu nationalistischen Untergrundbewegungen und zu antisowjetischen Netzwerken im Ausland, lautete der Vorwurf.⁶

Der Eiserner Vorhang mit seiner Grenzziehung in Südosteuropa verstetigte das kommunistische politische System, das nun daran ging, die Unierten vom Vatikan abzutrennen und die Union zu liquidieren. Auf der „Lemberger Synode“ 1946, der „Synode der Wiedervereinigung“, wurde die Ukrainische Griechisch-Katholische Kirche verboten, zufrieden konnte der Vorsitzende des Rates für die Angelegenheiten der russisch-orthodoxen Kirche nach Moskau kabeln: „Die unierte Kirche in fünf Gebieten der UdSSR [...], die dem Papst untergeordnet war, ist [...] via Vereinigung mit der Russisch-Orthodoxen Kirche liquidiert.“ Während die Gläubigen und Pfarreien nunmehr eingegliedert wurden, galten die Mönchsgemeinschaften noch bis Anfang der 1950er Jahre als „kleine Insel des ukrainischen Katholizismus in Galizien“, bis sie letztlich ebenso aufgelöst und verbannt wurden. Trotz dieser Vorgänge, so der Referent weiter, galten die Griechisch-Katholischen zwischen 1945/46 und 1989 als „größte illegale Kirche in der Welt und zugleich [als] die zahlenmäßig größte Gemeinschaft in der Sowjetunion“. Demnach haben sie auch eine bedeutende Rolle gespielt bei dem Widerstand gegen das totalitäre sowjetische System und haben ihrer Identität folgend mit ihrem Entstehen für Zivilrechte den Demokratisierungsprozess in der seit 1991 unabhängigen Ukraine maßgeblich vorangetrieben. Seit eben diesem Jahr 1991 läuft das Projekt der Dokumentation der „schweigenden Kirche“ mit der Methodik der Oral History, da nur wenig Verschriftlichtes aus

⁵ Die transkribierte Schreibung des Namens orientiert sich an der, die der Referent verwandte.

⁶ Den Einmarsch der Wehrmacht auf sowjetisches Gebiet („Unternehmen Barbarossa“) begrüßte der Metropolit angesichts vorherrschender ukrainischer Unabhängigkeitsbewegung zunächst noch; alsbald betonte er die Einhaltung christlicher Grundsätze für ein friedliches Zusammenleben der Ethnien. Scharf wandte er sich gegen die Liquidation der jüdischen Bevölkerung durch deutsche und ukrainische Truppen und drohte jedem Beteiligten mit Exkommunikation. Einige unierte Priester hingegen sympathisierten mit der „Organisation Ukrainische Nationalisten“ bzw. engagierten sich unter anderem in der Waffen-SS-Division „Galizien“. Vgl. Friedrich HEYER, Kirchengeschichte der Ukraine im 20. Jahrhundert. Von der Epochenwende des ersten Weltkrieges bis zu den Anfängen in einem unabhängigen ukrainischen Staat, Göttingen 2003, 251-257. – Alfons BRÜNING, Orthodoxie als Element ukrainischer nationaler Identität. In: Thomas BREMER (Hg.), Religion und Nation. Die Situation der Kirchen in der Ukraine, Wiesbaden 2003, 11-23, hier 21f.

der Verbotszeit vorliegt. Identität und Gedächtnis der (West-)Ukrainer während der Zeit unter sowjetischer Herrschaft können so konserviert und an die jüngere Generation transportiert werden, was angesichts der gewaltsamen Vorgänge in der Ostukraine an neuer Aktualität gewonnen hat.

Der zweite Tagungstag begann mit einem Referat über einen Mann der Südost(europa)-Forschung, der maßgeblich die Entstehung und Etablierung des Fachs forciert hat: die Rede ist von Fritz Valjavec. Robert Pech (Leipzig), der aktuell seine Promotion zu diesem Thema anstrebt, analysierte die personellen und institutionellen Kontinuitäten über das politische Zäsurjahr 1945 hinaus an der Person des bis heute gleichsam geschätzten wie umstrittenen Mannes. Valjavec etablierte die sogenannte Südost-Forschung in einer Zeit, in der insbesondere die deutschen Volksgruppen und deren kulturelle Überlegenheit – hier im Raum Südosteuropas – wissenschaftlich bearbeitet und für die expansive NS-Politik fruchtbar gemacht werden sollten. Der Referent verdeutlichte Valjavecs Andienen an das braune Regime schon während seiner Studienzeit an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, was darin kulminierte, dass das von ihm als Geschäftsführer geleitete Münchner Südost-Institut – als kriegsrelevant eingestuft – bis 1945 arbeitete, was aufgrund fehlender Privilegierung angesichts des totalen Krieges überhaupt nur wenigen anderen Einrichtungen im Dritten Reich gelang. Die schwierige biographische Last wurde Valjavec nach dem Krieg zumindest zum Teil ein Hemmnis: Das Südost-Institut sollte nach dem Willen des Bayerischen Kultusministeriums zunächst liquidiert, dann dem Ost-Institut unter Hans Koch (1894-1959) angeschlossen werden; Valjavec selbst verlor seinen Lehrstuhl an der Universität Berlin, die nun in der SBZ lag. Da boten intensiviertere Kontakte zu Fritz Kern (1884-1950) dem um seine Existenz besorgten Valjavec die Möglichkeit einer Rückkehr in den Wissenschaftsbetrieb: Das seitens der französischen Besatzungsmacht installierte Institut für Europäische Geschichte in Mainz sah nämlich ihn als Nachfolger für den Direktor der Sektion für Universalgeschichte, Fritz Kern, vor. Doch trotz Dienstvertrag und des energischen Eintretens der Witwe von Kern, verhinderten der sich geradezu überrumpelt fühlende Joseph Lortz (1887-1975), Leiter der Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte am Institut, im Verbund mit dem Kultusministerium Rheinland-Pfalz Valjavecs Anstellung. Zu vermuten steht, dass auch die französische Seite mit Verweis auf Valjavecs NS-Belastung seinen Dienstantritt unterband. Gleichwohl hätte in der universalhistorischen Konzeptionierung des Instituts vielleicht eine Möglichkeit bestanden, so der Referent, alte und im politischen Kontext nunmehr problematische Denkstrukturen zumindest einer innovativen Anpassung zu unterziehen, bestand doch der universalhistorische Gegenstand „im Unterschied zu aller anderen historischen Erkenntnis“ darin, „nicht die konkrete historische Erscheinung als solche und ebensowenig die Summe dieser Erscheinungen, sondern das Allgemeine im Besonderen [zu betrachten]: das Element also, das alles geschichtliche Leben zu einer inneren Einheit zusammenschließt“.⁷ Demgegenüber bleibt festzuhalten, dass aber gerade die „Kontinuität im Denken“ von Valjavec dessen wissenschaftlicher Karriere doch noch eine Fortsetzung bescheren sollte: Mit der finanziellen Wiedereinrichtung des alten Südost-Instituts 1953 im „neuen politischen Zusammenhang“⁸ des Ost-West-Konflikts konnte die nach wie vor staatsnahe Arbeit mit alten Weggefährten – unter anderem aus dem Reichssicherheitshauptamt – fortgesetzt werden. Erst nach Valjavecs Tod 1960 konnte schrittweise der „interdisziplinäre Anspruch der Südosteuropa-Forschung“ heutiger Prägung umgesetzt werden. Verdienstvoll bleibt Valjavecs Einsatz für die distinktive

⁷ Georg SMOLKA, Abendländische und Weltgeschichte. Unveröffentlichtes Typoskript 1950, 5. Archiv des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte, Nr. 1455.

⁸ Zitiert nach: Mathias BEER, Die deutsche Südosteuropa-Forschung zwischen Nationalsozialismus und Bundesrepublik: Kontinuität – Bruch – Neubeginn. In: Südosteuropa Mitteilungen 54/4 (2014), 28-45, hier 44.

und institutionelle Ausdifferenzierung bis hin zur heutigen Südosteuropa-Forschung, schwer wiegt deren Entstehung im Dritten Reich, so ein Fazit.

Der zweite Vortragende des Tages, Jaroslav Šebek (Prag), erörterte nationale Inhalte geistiger Traditionen der böhmischen Länder in der neueren und neuesten Vergangenheit. Traditionen und Überlieferungen sind keine statischen Konzeptionen, sondern unterliegen permanenter Rückkopplung und Anpassung. Sie zeigen damit gesellschaftliche Entwicklungen auf, geben sie doch Antworten auf die Notwendigkeiten der jeweiligen Zeit. Für den vom Referenten betrachteten Raum Böhmens lassen sich seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristische Tendenzen der Umdeutung und Säkularisierung erkennen, die die „Instrumentalisierung religiöser Traditionen für die Bedürfnisse der laizistischen nationalen Bewegung“ zeigen. Die Verehrung der beiden Brüder Kyrill und Method stellte dabei die am längsten gepflegte geistige und volkstümliche Tradition dar. Besonders flammte diese 1863 während den Millenniumsfeierlichkeiten auf, wobei die „böhmische nationale Identität in Mähren“ gestärkt worden und damit ein Nationalkult entstanden worden sei. Nach dem Ersten Weltkrieg fiel der Kyrill-und-Method-Tradition bei der Ausgestaltung der Tschechoslowakei eine zentrale Rolle zu: Der mit ihr verknüpfte „Tschechoslowakismus“ sollte staatstragend werden, also allslawisch inkludierend nach innen wirken. Auch der Kult um den Heiligen Wenzel, so der Referent, war solcherlei Um- und Neuinterpretationen unterworfen. Diese älteste überlieferte Tradition in den Ländern der Böhmisches Krone wurde nach 1848 von der tschechischen nationalliberalen Bewegung ihres sakralen Inhalts entledigt und als Staats- und Nationalsymbol installiert. Auch das Denkmal auf dem Wenzelsplatz, dem früheren Rossmarkt, visualisierte Wenzel als einen „selbstbewussten Kämpfer und Führer des tschechischen nationalen Heeres [...], der eher einem nationalen mythischen Symbol als einem friedlichen Träger der christlichen Idee entsprach“. Freilich blieb der Heilige Wenzel in konservativen (und) katholischen Kreisen ein „religiös verstandener Heiliger“; nichtsdestotrotz wurde in der tschechischen Gesellschaft das Bild einer Unvereinbarkeit von Katholizismus und tschechischem Volk verfestigt. Mit dem Untergang der Ersten Republik 1938 und dem politischen Aufschwung konservativer katholischer Kreise galt der Heilige Wenzel gewissermaßen als „Antithese gegenüber demokratischen Traditionen der Ersten Republik“, die zudem offen die hussitische Tradition betont hatte und mit der Tschechoslowakischen Hussitischen Kirche eine eigene institutionelle Ausprägung unterstützt hatte. Die nun vorhandene „Dominanz des katholischen Christentums“ ebnete den Weg, „Wenzel als [den] Führer seines Volkes“ anzusehen und damit das Führerprinzip salonfähig zu machen. Auch das NS-Besatzungsregime griff auf ihn zurück, um katholische und konservative tschechische Kreise zu beeinflussen. Demgegenüber hob die kommunistische Propaganda den Bruder Wenzels, Boleslav, als „Verteidiger nationaler Interessen“ heraus. Nach 1989 seien an diesen Traditionen wiederum Anpassungen vorgenommen worden: Die Rolle von Jan Huss unterlag beispielsweise einer Objektivierung, was zu einer Annäherung „quer durch die tschechischen Konfessionen“ beigetragen habe. Der Referent schloss mit dem Appell, auch zukünftig nach neuen Inhalten für kulturelle und geistige Traditionen zu suchen, die zur „Festigung der Verbundenheit“ der Gesellschaft sorgten.

Kateřina Kovačková (Pilsen/München), selbst promovierte Literaturwissenschaftlerin, widmete sich in ihrem Vortrag der fiktionalen Literatur deutschsprachiger Autoren aus Böhmen. Deren Werke, im Exil entstanden und autobiographisch geprägt, geben „das Erlebte mit poetischen Mitteln und somit künstlerisch verfremdet wieder“. Über diesen „Schein der Wahrhaftigkeit“ ist beispielsweise auch in Josef Holubs Roman „Der rote Nepomuk“ (1993) zu lesen, der von den „Henlein“, den „Sozibuben“ und dem „Sokol“ spricht, die sich einer Keilerei hingeben, wobei der „böhmische Sokol von beiden [kriegt], und sie geben beiden“.⁹ Filtrieren

⁹ Josef HOLUB, *Der rote Nepomuk*, Weinheim 1993. Das Jugendbuch ist seitdem in mehreren Auflagen erschienen.

lässt sich daraus die Tschechoslowakei der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts als Ort des Geschehens, in kindlicher Erzählweise werden die nationalistischen Probleme der Ersten Republik geschildert. Autobiographisch geprägte Literatur, so setzte die Referentin fort, stehe der Oral History nahe, sie sei ebenso von „(selbst)therapeutischer Wirkung“ und verarbeite damit Vergangenes. Sie „thematisiert erlebte Geschichte und wandelt diese in erzählte Geschichte um“ – da sie aus Erinnerungen eines Menschen stammt, ist „sie per se subjektiv“. Hier liege auch für die objektiv arbeitende Geschichtswissenschaft ein fruchtbarer Kern: Ein schriftlich kommunizierendes Individuum weiß um das Erlebte, „mancher ideologischer ‚Geschichtsdarlegung‘ zum Trotz“. Worin die Wirksamkeit dieser Art von Literatur besteht, führte die Referentin abschließend noch aus. So könne diese „Verbindungen von Generationen und der Sprache“ herstellen. Gerade die deutschsprachige Literatur von Autoren, die ihre böhmische Heimat verlassen mussten, könne in der tschechischen Bevölkerung für „Aufklärung“ über und Sensibilisierung für die eigene Vergangenheit sorgen. Damit helfe die autobiographisch geprägte deutschsprachige Literatur aus den böhmischen Ländern dabei, Brücken zu schlagen und aus „den Deutschen“ wieder „Böhmen deutscher Sprache“ werden zu lassen.

Norbert Spannenberger (Leipzig) stellte in seiner Präsentation dem Auditorium ein Projekt vor, das ein Desiderat der Forschung schließen soll: Ein Handbuch über die donauschwäbische Kirchengeschichte. Insbesondere die katholische Religion spielte in der Geschichte der Donauschwaben von ihrer Ansiedlung im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart eine Schlüsselrolle, und dies sowohl auf der individuellen wie auch auf der Gruppenebene. So verstanden sich die Priester auch als Mediatoren innerhalb der Dorfgemeinschaft, als Vermittlungsinstanz gegenüber den Dominien- und staatlichen Behörden sowie als Volkslehrer und Erzieher der Gläubigen. Im 18. Jahrhundert war die Kirche als Institution ein wichtiger Bestandteil der Integration und Akkulturation, so der Referent weiter. Auch im Zeitalter des sogenannten Josephinismus sei es nicht zu einer Entfremdung zwischen Kirchenvolk und Ecclesia gekommen: Im Fortleben einer Siedleridentität habe unter den Donauschwaben Kirche und Religion eine entscheidende Rolle gespielt. Ebenso habe die Kirche trotz ambivalenter Stellung im ungarischen Staate des 19. Jahrhunderts – Stichwort: Magyarisierung – ihre Vermittlungsinstanz für kollektive Gruppenidentitäten gewirkt. Der Erste Weltkrieg mit dem Zerfall der ungarischen Monarchie als Teil des Habsburgerreiches änderte in den nun neu entstehenden Nationalstaaten des Balkans die Koordinaten, so Spannenberger. Hier seien die Kirchen „intermediäre Organisationen ersten Ranges“ geworden, in Ungarn hingegen hielten sich die Konflikte der Vorkriegszeit. Feststellen lässt sich, dass es über diesen skizzierten Rahmen donauschwäbischer Kirchen- und Religionsgeschichte kein einziges Standardwerk in der Forschung gibt. Das anvisierte Projekt, ein eben solches Werk zu erstellen, beabsichtigt eine diachrone Untersuchung aus der Perspektive der Deutschen im Kontext von Multiethnizität und Multi-konfessionalität. Dabei soll schließlich auch noch auf die Zeit nach der Vertreibung eingegangen werden, die Zeit der In- wie Exklusion in die Gesellschaft der Bundesrepublik bzw. der DDR. Eine internationale Kooperation soll unterschiedliche Sichtweisen und Deutungshorizonte gewährleisten, die schließlich in eine fruchtbare Synergie münden soll. In summa wird angestrebt, ein Standardwerk in der Form eines Handbuchs zu erstellen, wobei dies über das wissenschaftliche Publikum hinaus auch eine Breitenwirkung entfalten soll.

Unter dem Gesichtspunkt, die bis dato gelaufenen Referate zu besprechen, fand nach der Kaffeepause eine Aussprache statt, die unter anderem Lydia Bendl-Maidl (Tübingen) dazu nutzte, das Begleitprojekt Filipowa, das sich die Vernetzung der wissenschaftlichen Arbeit mit Projekten der Jugend- und Erwachsenenbildung zum Ziel gesetzt hat, vorzustellen. Die Besonderheit des Ortes liegt begründet in seinem Ursprung als rein deutschsprachige Siedlung, die beginnend ab 1944 durch physische Vernichtung und Vertreibung zunächst ent-, dann durch Ansiedlung von Serben aus der Bergregion Lika (heute Kroatien) neu bevölkert wurde. Als Zeichen der deutschen Vergangenheit und des stattgefundenen Unrechts wurden 2008 und

2011 jeweils Denkmäler aufgestellt. Im Rahmen des Projektes sollen zunächst Interviews mit noch lebenden Zeitzeugen geführt werden, was aufgrund des fortgeschrittenen Alters eine gewisse Schnelligkeit verlangt. Besonders ist nun, dass mithilfe eines Schüler- und Studentenaustauschs, die sich zuvor auch mit der Verarbeitung und Darstellung der Interviews beschäftigen sollen, die Geschichte der Donauschwaben sowie der Region nach 1945 vermittelt werden soll. Zusammen mit Herrn Erzbischof Robert Zollitsch fand bereits in 2014 eine Begehung vor Ort statt, um den Stand und notwendige Maßnahmen präzisieren zu können.

Das abschließende Referat des Tages bildete ein noch ungedruckter literarischer Zeitzeugenbericht von Katharina Elliger (Tübingen): „Rückkehr in die fremde Heimat – Reflektierte Erinnerungen“.¹⁰ Authentisch subjektiv berichtete die Autorin darin über ihre Wahrnehmung von „verlorener Heimat“ und erfüllt damit genau das Postulat von Schauer und Kovačková – freilich ohne vorherige Konsultation – nach Vergangenheitsbewältigung durch Erzählen der eigenen Biographie. Deutlich wurde die Komplexität des vermeintlich klaren Sachverhalts angesichts deutscher Schuld: Elligers Katharsis ist die einer als Kind aus der Heimat vertriebenen Deutschen, wobei die Frage nach der Täter-Opfer-Konstellation und nach Schuld bzw. Vergebung gerade auf der Mikroebene spannungsgeladen ist. Die Erlebnisgeneration begegnet in den Staaten Ost- und Südosteuropas Menschen und Gesellschaften, die nur langsam wissen wollen und die Übernahme von jeglicher Verantwortung von sich weisen. Im politischen Klima der bundesrepublikanischen Gesellschaft dominiert die Ansicht, die Vergangenheit ruhen zu lassen und mit ihr abzuschließen. „Wir dürfen diese Toten nicht vergessen. Ich spürte, wie ein Appell von ihrem ungerechten Tod ausging, auch wenn ich noch nicht wusste, was er bedeutet. Sie müssen durch unsere Erinnerung gerettet werden. Was sie ausgehalten haben, muss uns bewusst bleiben. Wir müssen ihrem stummen Schrei eine Stimme geben. Durch Schweigen und Wegschauen überlassen wir sie der Einsamkeit.“

Der dritte und letzte Tagungstag begann mit einem bebilderten Vortrag von Boris Mašić (Apatin) über die „Zerstörung des Donauschwäbischen Kirchenerbes in der Vojvodina und die Restaurierung der Fernbach Kapelle in Apatin“. Dabei zeigte sich bereits anhand der großen Zuhörerschaft – es mussten noch zusätzliche Stühle beigebracht werden –, wie aktuell, wie emotional dieses Thema trotz der bereits vergangenen Zeit noch ist. Und dies umso mehr, als die letzten Spuren donauschwäbischen Wirkens in dieser Region seit Jahren dem Verfall preisgegeben sind. Der Referent nannte die Zahl 65, mit der er die Anzahl der komplett abgetragenen Kirchen in der Vojvodina bezifferte. Auch 150 Familienkapellen und fast alle Friedhöfe seien verschwunden. Negativ habe sich hier der Jugoslawien-Krieg ausgewirkt, der eine Systematik in die Plünderungen und Devastationen von Gotteshäusern gebracht habe. Vonseiten des Staates Serbien wie von der katholischen und evangelischen Kirche kann keine Hilfe erwartet werden, weshalb private Initiativen gefragt sind: Eine solche ist der Verein „Adam Berenz“, der 2001 in Apatin gegründet worden ist. Sein Ziel, die Erhaltung von donauschwäbischen Kulturgütern in Apatin und der gesamten Vojvodina, trägt bereits erste Früchte: Das ehemalige Pfarrhaus von Adam Berenz (1898-1968), Gründer der Zeitung „Die Donau“, konnte als Sitz des Vereins genauso erhalten werden wie die zusammengetragene Bibliothek, die mehr als 50.000 Bücher aus mehreren deutschen Ortschaften verzeichnet. Als Ausstellungsraum für die ebenfalls geborgenen Kunstobjekte und Kulturgüter konnte 2014 die Apatiner Herz-Jesu-Kirche hergerichtet werden. Ein besonderes Kleinod konnte ebenfalls vor seinem endgültigen Verfall bewahrt werden: Die Kapelle der Familie Fernbach auf dem Friedhof in Apatin. Wenn auch noch viel zu tun bleibt, ist doch diese dem Heiligen Antonius gewidme-

¹⁰ Die autobiographische Erzählung erscheint in Kürze in gedruckter Form. Bislang veröffentlichte die Referentin: Katharina ELLIGER, Und tief in der Seele das Ferne. Die Geschichte einer Vertreibung aus Schlesien, Reinbek 2004.

te Familiengrablege zunächst gesichert und für die Nachwelt erhalten. Als Nahziel äußerte der Referent die folgenden beiden: Das Ensemble aus Kirche, Pfarrhaus und Friedhof samt Kapelle soll unter staatlichen Denkmalschutz gestellt werden; weiterhin sollen Kulturgüter zusammengetragen, ausgestellt und der Forschung zugänglich gemacht werden, um die donauschwäbische Vergangenheit nicht dem Vergessen preiszugeben.

Den Abschluss der Tagung bildete Elisabeth Fendl (München/Freiburg) mit ihrer Abfassung über Wünsche, Möglichkeiten und Konzepte für die Entstehung eines Museums. Am Beispiel des demnächst zu bauenden „Sudetendeutschen Museums“ in München stellte die Referentin Fragestellungen der Museologie vor, die sich im Kern mit Sammeln/Selektion, Dokumentation und Art der Vermittlung wissenschaftlich auseinandersetzt. Konkret auf das Beispiel München bezogen, so führte die Referentin aus, liegen die Aufgaben in der umfassenden Darstellung der Geschichte und Kultur der Deutschen in den böhmischen Ländern sowie in der Dokumentation deren Leben nach der Vertreibung 1945 in der nun neuen Heimat. Neben der Ereignisgeschichte geht es vor allem darum, die Sozial- und Alltagsgeschichte darzustellen, und dies eingebettet in die „großen, übergeordneten Strukturen“. Ein erweiterter Kulturbegriff soll dabei helfen, Kultur nicht als statisch und unveränderbar, sondern als dynamisch und wandelbar aufzufassen. Bloße ästhetisierende Zugangsweisen – erinnert sei an die sogenannte Volkskunst – sollen erweitert und in ihre lebensweltlichen und alltagsgeschichtlichen Bezüge zurückgeführt werden. Gleichfalls gilt es der „Objektivierung des Alltagsgedächtnisses“ eine Präsentationsfläche zu bieten. Die Kooperation mit zahlreichen Einrichtungen in der Tschechischen Republik sichert die Verständigung und das Aufeinanderzugehen der beiden Länder. Das Sudetendeutsche Museum in München kann konzeptionell durchaus als Blaupause dienen für ein zukünftiges donauschwäbisches in Bad Niedernau, so die Konklusion der Adressaten des Referats.

Die „therapeutische Komponente historischer Arbeit“, wie dies eingangs Rainer Bendel pointiert festhielt, wurde durch die Referenten der Tagung deutlich unterstrichen. Über alle Themenfelder hinweg spannte sich ein roter Faden, Anknüpfungspunkte und Überschneidungen regten zu vielerlei Diskussionen an. Interessante und förderungswürdige Konzepte konnten bereits vorgestellt werden, wobei allein schon der Lokation ob ihrer angenehmen und anregenden Umgebung nur zu wünschen wäre, dass ein „Kulturforum Bad Niedernau“ im geplanten Rahmen zeitnah umgesetzt werden kann.

Dieser Bericht stammt aus der Ausgabe 2015 des „Archiv für Schlesische Kirchengeschichte (ASKG)“.